

eben hierin – von der Erfahrung eines abgründig tragenden Grundes. Bedenkenswert in diesem Kontext die Struktur-Identität von Angst- und Gebetsituation (123 ff.), wie sie besonders die Revolutions-Novelle, das bekannteste Werk der Dichterin, aufzeigt. Ihr Menschenbild beschreibt Verf. unter den Stichworten Kommunikation, Prägung und Entfremdung, Vereinzelung und Gemeinschaft, auf die Sinnfrage hin und damit auf die Ziel-Thematik „Grenzerfahrung“. („Grenzerfahrungen. Die Bedeutung der religiösen Grenzsituationen im Werk G. v. le Forts“ war der Titel von Bisers unveröffentlichter Freiburger theologischer Dissertation aus dem Jahr 1956, auf die der eingangs faksimilierte Brief le Forts vorausblickt und die B. mit diesem Buch „wiederholt.“) – Um extreme Erfahrungen geht es in dieser Dichtung tatsächlich fast immer, um extreme Gefährdung und überwältigendes Heil, um Geborgenheit in Angst und Leben im Tod: in stellvertretender Liebe. – Von dort her wird abschließend nochmals die Frage der Aktualität gestellt. Themenwahl und Sprache bilden Hindernisse, auch der engagierte Nonkonformismus, der in Welt- und Kirchenkritik doch den Einzelnen in die geradezu mystische Situation tödlichen Gehorsams als verzichtender und so rettender Liebe beruft. Damit rückt die Erzählung „Plus ultra“ ins Zentrum, auch mit ihren biographischen Zügen. B. rechtfertigt deren Einbezug daraus, daß entsprechende Nachlaß-Hinweise von der Dichterin zur Publikation vorgesehen gewesen seien. Jedenfalls wird so das Prinzip Liebe, in der Einheit von irdischer und himmlischer Gestalt wie von Entsagung und Entzückung, als zentrale Aussage le Forts evident. In einem damit freilich auch deren „Unzeitgemäßheit“ und wohl, gegen Biser, die Unwahrscheinlichkeit einer Renaissance in näherer Zukunft (siehe ich hier doch den schärfsten Widerpart zu einer Weltreligiosität à la Hesse).

Das Buch ist sicherlich zu breit geraten; Wiederholungen wären zu streichen, Rhetorisches zu raffén; die Bezüge auf philosophische Autoren wirken einigermaßen beliebig, teils überflüssig, teils (wenn schon . . .) ungenügend. Grundsätzlich müßte man das Vorhaben diskutieren, das „Verschwiegene kompensatorisch zu sagen“; denn zwar scheint es mir zweischneidig, angesichts eines ganzen ungeschriebenen Buches (des dritten Veronika-Bandes) zu erklären: „In dem, was sie unausgesprochen ließ, sagt die Dichterin mehr, als sie jemals hätte aussprechen können“ (166); aber gerade insofern der Satz doch eine Geltung besitzt, wird er zu einer Frage an den Interpreten. – Indes gehören solche Einwände (auch der Hinweis auf das Fehlen eines Literaturverzeichnis neben den Registern, vom Bogenende verschuldet?) an die zweite Stelle. An die erste gehört der Dank für diese unzeitgemäße „Huldigung“ (10) an eine unzeitgemäße Gestalt; ihm wollen sie dienen und so dem gemeinsamen Ziel, der „Überredung“, besser vielleicht: der Einladung dazu, sich vom Zeit-Diktat zu befreien und sich auf das Wort Gertrud von le Forts selbst einzulassen. Es wird dann, so die Überzeugung von Rez. und Verf., nach wie vor selbst für sich sprechen – oder vielmehr für seine Sache, die Liebe.

J. Splett

Krämer, Heinz Michael, *Eine Sprache des Leidens. Zur Lyrik von Paul Celan* (Praxis der Kirche 31). München: Kaiser / Mainz: Grünewald 1979. 267 S.

Das Buch, eine theologische Dissertation aus Münster, gliedert sich in vier Teile. Nach vorbereitenden Bemerkungen zu Struktur und Methode und zur Ästhetik des hermetischen Gedichts (A) wird anhand von Einzelinterpretationen das Gesamtwerk des Dichters in vier Phasen vorgestellt. Daraus ergeben sich (C) Folgerungen zur Bedeutung von Celans Lyrik für die Sprache der Verkündigung mit Vorschlägen für die Verwendung seiner Texte. Teil D dokumentiert solche Verwendung in Predigt und Meditation. – Für den gedanklichen Hintergrund der Arbeit stehen die Namen Metz, Benjamin, Bloch, in Frontstellung gegen den „Ausfall der Geschichte“ in den meisten bisherigen Interpretationen (bestenfalls würden literaturgeschichtliche Kategorien herangezogen), gegen seine „Vereinnahmung durch einen pietistisch-existenzialistischen Kreis von Interpreten“ (35). Das Hauptgewicht des Buchs aber liegt auf den paradigmatischen Gedicht-Interpretationen: als Einführung und Verständnishilfe zu diesem nicht leicht zugänglichen Werk. – Mit einzelnen Gedichten hat der Dichter schon lange theologisches Interesse geweckt; nun liegt die erste Gesamtinterpretation theologischerseits vor. Sie kann hier natürlich nicht nacherzählt werden, sondern sei mit Dank angezeigt und empfohlen.

Als Anhang zu diesem Hinweis für erwünschte Leser Einzelrückfragen an den Autor (ihrerseits nur Anstöße für eine weitere Diskussion, zu welcher ja jedes Buch Anstoß und Beitrag sein will). – Zu S. 16: Wo wird beschrieben – und vor allem begründet, daß die Gedichte „nicht mit Absicht verschlüsselte Texte“ seien, sondern hier jemand „so verständlich . . . wie möglich zu sprechen“ versuche? Natürlich darf „Absicht“ nicht „Willkür“ bedeuten; aber ist eine derart „kontrafaktische“ Aussage (um auch einmal so „frankfurterisch“ zu reden wie mitunter in Teil A der Verf.) hilfreich angesichts nicht bloß der intensiven Deutungsbemühungen zahlreicher Interpreten, sondern auch der unleugbaren Notwendigkeit, z. T. historisch entlegene, z. T. privatbiographische Fakten (164 f.) beibringen zu müssen, um die Texte zu entschlüsseln? (In etwa widerrufen das schon S. 19–24.) Daß Celan selbst seine Gedichte, und gerade die späten, für sehr verständlich gehalten habe, ist kein Argument. (Wie auch die Weise, in der Verf. Celan gegen Kritiker mancher Spätgedichte verteidigt, mitunter eher sympathisch als überzeugend erscheint.) – Zu S. 17 u. 35: Wie weit werden Grenze und Gefahr der Reaktion auf literarische Deutungsmethoden reflektiert bzw. der Leitfrage, ob „das jeweilige Gedicht zum Bundesgenossen bei der humanen Veränderung von Gesellschaft werden kann“? Tatsächlich fällt die Durchführung des Programms weniger rigide aus. Apodiktizitäten finden sich auch hier. Was ist etwa S. 141 unter der konkretisierenden (?) formalen Funktion unverständlicher Neologismen zu verstehen? Oder läßt sich der „Lichtzwang“ (152 f.) so eindeutig als Verteidigung der Dunkelheit deuten, wenn das vorletzte Gedicht des gleichnamigen Bandes mit den Worten „kumi / ori“ schließt? Andererseits gibt es unnötige Kompliziertheiten: Warum wird beispielsweise S. 159 das „quitt“ als lakonische Alltagssprache gedeutet, nachdem vorher schon Meister Eckhart genannt worden ist und S. 161 dann tatsächlich „die Katze aus dem Sack“ läßt? Ähnlich ist (S. 113) das „schloß an“ nach „Kristall“ keineswegs „kaum verständlich“, noch gar auf „Kugelfang“ zu beziehen, sondern die mineralogische Bedeutung scheint mir offenkundig. – Besonders gelungen in ihrer Umsicht und Unterscheidung, auch sprachlich ohne Manierismen, finde ich Teil C: Resultate. Vor allem den Hinweis, daß nun nicht etwa die Literatur dogmatisiert werden dürfe und daß Verkündigung sich nicht mit dem Satz begnügen könne „Es komme ein Mensch aus dem Grabe!“ (188). Doch wäre gerade hier wünschenswert, wenn Verf., vielleicht in weiterer Arbeit, über die Programmatik hinaus zu konkreterer Hermeneutik fortschritte, zu einer näheren Relationserhellung von Literatur, besonders Lyrik, und Verkündigung. – Daß hier noch Klärungen ausstehen, scheint mir gerade die abschließende Dokumentation zu belegen. K. referiert dankenswert auch über die Zuhörer-Reaktion, die bezeichnenderweise bei den Predigten zwiespältiger gewesen zu sein scheint als bei den Meditationen. Nun unterliegt gewiß auch das „Wesen“ der Predigt (wenn so metaphysisch zu reden erlaubt ist) epochalem Wandel; will sagen, das „eidos“ selbst, nicht bloß dessen Realisierung, wandelt sich von Petrus beim Pfingstfest zu Bossuet vor dem königlichen Hof usw.; gleichwohl dürfte Predigt 3 einen Grenzfall darstellen. Zur Hochzeitspredigt aber sei die Frage erlaubt, inwieweit hier die Gedichtverwendung über die ansonst hier kritisierte „Aufhänger-“ und „Stimmungs“-Methode hinausgehe. – Meditation 2 zieht das Gedicht „Einmal“ (aus *Atemwende*) heran. Dazu (wie freilich auch in den anderen mir bekannten Interpretationen) vermisste ich bezüglich des „ichten“ die schlichte Überlegung, ob es sich nicht, wie im ganzen Gedicht, um ein Imperfekt handle, also von dem Verb „ichen“, wozu sich manches denken ließe. Jedenfalls sollte man nicht frag- und wortlos ein Präsens unterstellen, ob nun auf Eckhart oder Heidegger zielend.

(Zum Stichwort „Genauigkeit“: relativ zahlreiche Setzfehler, auch in Gedichten – am auffälligsten der Zeilenbruch S. 143 oben bzw. unten; im Literaturverzeichnis fehlen die Werkausgaben u. a. von Ausländer, Eich, Novalis; Böhme gehört auf S. 258, Schulze und Zeitwende auf S. 261; auf *Über Celan* wäre besser unter dem Hrsg.-Namen verwiesen, unter dem der Band verzeichnet ist; noch besser wäre wohl eine Sigle für ihn; unter denen ist übrigens NR äquivok.)

„Die Literatur ist selbst daraufhin zu befragen, ob sie nicht Resignation erzeugt, ob sie nicht etwa Leiden schafft, statt es aus dem Weg zu räumen hilft“ (194). „Zuletzt ist festzustellen, daß Celans Poetik einen gewissen Stand des Sprechens reflektiert, daß darin ihre Bedeutung liegt, aber auch ihre Relativität“ (51). Wie, wenn sich diese Relativität auch auf die „Naherwartung“ in den Gedichten bezöge, eine Naherwartung, die illusorisch sein muß, solange sie sich – und man sie – politisch interpretiert? (Ein ande-

res wäre die unaufgebbare Gemeinschafts- und Politik-Dimension des von Christen geforderten Handelns.) Das wäre freilich eine Diskussion jenseits des beredt verstümmten Paul Celan.

J. Splett

4. Systematische Philosophie

Stegmüller, Wolfgang, *Neue Wege der Wissenschaftsphilosophie*. Berlin-Heidelberg-New York: Springer 1980. VI/198 S.

Der Band enthält sechs Beiträge, die St. 1974–1979 an verschiedenen Orten schon veröffentlichte. Ihnen vorangestellt ist ein programmatisches Vorwort, das die Grundgedanken der strukturalistischen Theoretik entwickelt. Abgesehen vom 6. Teil, der u. a. weiterführende „Antworten auf einige Kritiken“ enthält, wird in allen Beiträgen, oft mit recht ähnlichen Worten und mit nur verschiedenen Akzentuierungen das Thema eines strukturalistischen Theorienkonzepts umspielt. Für den Leser, der sich über die Position des Verfs. unterrichten will, genügt die Lektüre eines dieser Beiträge. Zwei inhaltliche Modifikationen sind bemerkbar: 1. Zwischen 1975 und 1976 änderte St. seine Terminologie. Statt die speziellen Gesetze und Nebenbedingungen in einer Theorie als Strukturkernerweiterungen zu behandeln, stellt er die Struktur von Theorien mit Hilfe von Netzen von Theorieelementen dar. 2. Die Restriktionsfunktion, die eine Übersetzung einer empirischen Aussage mit theoretischen Begriffen in eine empirische ohne solche Begriffe erlaubt, fällt gelegentlich aus dem Theorienkern heraus.

Die strukturalistische Theoretik (Non-statement-view von Theorien) interpretiert Theorien als netzartig strukturierte Ganzheiten und nicht als geordnete konsistente und kohärente Menge von Aussagen, von denen wenigstens eine theoretisch ist (Statement-view). Die logische Komponente der Grundstruktur (bzw. der Strukturkern) einer Theorie ist ein geordnetes Quadrupel folgender Mengen: M – Die Menge aller tatsächlichen Modelle der Theorie. Sie führen den gesamten theoretischen Apparat ihrer Theorie mit sich und gehorchen ihrem Grundgesetz. M_p – Die Menge aller möglichen Modelle der Theorie, die nicht dem Grundgesetz gehorchen müssen – aber den ganzen theoretischen Apparat bei sich haben. Es handelt sich also um die Menge aller möglichen Anwendungsfälle der Theorie. M_{pp} – Die Menge aller partiellen möglichen Modelle der Theorie. Sie behandeln alle empirisch-beschreibbaren Gegenstände, deren Verhalten die Theorie erklären soll. C – Die Menge der Nebenbedingungen (constraints). Als Kombinationen einiger M_p s können sie von einzelnen Ms nicht erfüllt werden, sondern nur von der Menge aller Modelle. So kann man fordern, daß die Beiträge theoretischer Größen in einzelnen Anwendungen in bestimmten Beziehungen zueinander stehen. Anwendung der Theorie werden also durch ihre Nebenbedingungen zusammengebunden. – Neben M und C besitzt jede Theorie durch Erweiterungen spezielle Gesetze und Nebenbedingungen. Eine solche Erweiterung ist etwa die der Newtonschen Partikelmechanik durch das Newtonsche Gravitationsgesetz. Sie alle gelten nur in bestimmten Anwendungsfällen der Theorie. – I bezeichnet die Menge der intendierten Anwendungen einer Theorie. I_0 bezeichnet die Menge der paradigmatischen Anwendungen der Theorie (meist bei ihrer ersten Darlegung dargestellt). – Das Theorieelement T ist bestimmt durch T (K, I). Die Theorie selbst ist dann beschreibbar als Netz von Theorieelementen über einem Basiselement. – Diese Theoretik gilt nach Stegmüller nur für eine Theorie, die in einer vollständig qualitativen Sprache abgefaßt ist (32), d. h. deren nicht-logisches Vokabular nur quantitative Begriffe enthält. Das ist für einige Theorien der theoretischen Physik erfüllt (72, 95).

Dieses Theorienkonzept hat gegenüber dem Statement-view einige Vorteile. Schon in seiner frühen Form, die ihm J. D. Sneed (1971) gab, sind das (107 f.): 1. Eine Theorie hat nicht nur eine „kosmische“ Anwendung, sondern viele, die sich teilweise überschneiden. So ist es möglich, daß Wissenschaftler mit sehr verschiedenen Interessen und Vorgaben über dieselbe Theorie verfügen. 2. Gesetze und Nebenbedingungen können klar unterschieden werden. So wird der Entropiesatz als Nebenbedingung der Teilchenphysik erkennbar. 3. Die Gesetze können hierarchisiert werden. 4. Es wird möglich, klar zwischen theoretischen und nicht-theoretischen Begriffen zu unterscheiden. Während der Statement-view allgemein zwischen theoretischen und empirischen Begriffen unterscheidet (ein erkenntnistheoretischer, aber kein wissenschaftstheoretischer Unterschied), löst sich das strukturalistische Konzept von der Unterscheidung